

Wilson'schen Forderungen hinaus, und eigenartig ist auch das Transformationsverständnis, das Wells bezeugte. Denn nicht sozialrevolutionäre Neugestaltung durch Arbeiter und Bauern (sic!), sondern Hoffnung auf demokratisch-republikanische Aktion einer bürgerlichen (»well-educated, mediocre«) Schicht bestimmte nach Wells das neue Deutschland in seinen Vorstellungen. Dieses Kriegsziel zu erzwingen, lag in der Macht der »fighting league of free nations«, die den Krieg so lange forzusetzen hatte, bis die innere Neuordnung voll durchgesetzt war.

Es entsprach seiner Konzentration auf die Weltstaatsordnung, wenn H. G. Wells sich von den Entscheidungen der Pariser Friedenskonferenz insbesondere im Hinblick auf den Völkerbund enttäuscht zeigte. »H. G. Wells war einer der ersten, der sich von dem Völkerbund distanzierte und ihn als kleine ›sham world parliament‹, ›powerless pedantic bit of stage scenery‹ verdammt.« In der Ablehnung des Friedensvertrages fand sich Wells wieder auf der Seite der Labour Party, nicht ohne Hoffnung wiederum auf eine doch heraufziehende bessere Weltstaatsordnung, mit Einbeziehung Sowjetrußlands übrigens, dessen Innenpolitik er positiv beurteilte (nach einer Rußlandreise). Was den immer nach neuen Gestaltungskräften suchenden Wells faszinierte, das war nicht Bolschewismus als System überhaupt, sondern die konstruktive Idee schlechthin. Er sah zumindest eine von Rußland ausgehende begrüßenswerte Verstärkung der sozialistischen und kollektivistischen Tendenzen in Westeuropa gegeben, was ihn übrigens in Gegensatz zu Winston Churchill brachte, der in jenen Jahren zu den schlimmsten Scharfmachern und Interventionisten zählte.

Überschaut man die politische Vorstellungswelt des H. G. Wells von der Vorkriegszeit bis zu jenem Gespräch mit Lenin, das er am Ende seines Rußlandaufenthalts führte, dann muß wiederholt werden, was eingangs schon gesagt wurde: Wells war ein Schriftsteller und Journalist mit einer zuweilen zwar durch emotionale Schübe getrüben, letztlich aber immer wieder an Einsicht und Vernunft appellierenden Grundkonzeption, in der die angestrebte Reform der Welt — denn nur so ist doch die Zielsetzung auszudrücken — sich nicht als revolutionäre Tat, sondern als Ergebnis und Erfolg eines langwierigen Erziehungsprozesses darstellte.

Die sauber durchgeführte Studie des Verfassers vermittelt uns — und das sei abschließend gesagt — deutliche Einblicke in die Gedankenwelt eines Literaten, der seine Ziele an den Zwängen einer gewalttätigen Welt zu messen hat. Darin liegt die besondere Bedeutung der Arbeit. Daß sie darüber hinaus besonders erstaunliche sozialhistorische Ergebnisse aufzuweisen hätte, wie Schultze behauptet, läßt sich kaum sagen, wenn man A. J. Mayers »Politics and diplomacy of peacemaking« gelesen hat. Dieses Werk kennt der Verfasser nicht, was ihm aber nicht zum Vorwurf gemacht werden soll.

Horst Lademacher

Herman Lebovics, *Social Conservatism and the Middle Classes in Germany, 1914 – 1933*, Princeton University Press, Princeton, New Jersey 1969, 248 S., Ln., \$ 8,50.

Dieses Buch ist in seinem differenzierten Einleitungsteil eine informative Studie der sozio-ökonomischen Existenzbedingungen des deutschen Mittelstandes und der ihn konstituierenden gegensätzlichen Gruppen von der Jahrhundertwende bis zum Beginn der NS-Herrschaft. Im zweiten, weit umfänglicheren Teil ist es eine ideologiekritische Analyse von Schriften jener Gelehrten, Publizisten und Dogmatiker, die Lebovics der »konservativen Revolution« (A. Mohler) zurechnet. Dabei stellen sich vorab zwei methodische Fragen, die in der Arbeit eher pragmatisch überzeugend als theoretisch gelöst werden: 1. die nach der Verbindung von geistigen Ideen und den realen Bedingungen des Lebens, 2. die Frage, für wen und für was Professoren wie

Sombart oder Salin, ein Außenseiter wie Spann, politische Einzelkämpfer wie Niekisch oder Spengler oder Publizisten des Tat-Kreises wie Ferdinand Fried (Pseud. für Friedrich Zimmermann) eigentlich repräsentativ waren. Verbindet sie mehr als ein vages Ideengeschicht, das Lebovics auf den Begriff des Sozialkonservatismus bringt? Sombart und Salin etwa können durchaus als Vertreter der deutschen Volkswirtschaftslehre der 20er Jahre gezählt werden, der sie aber auch vielfach kritisch gegenüberstanden. Das gilt nicht für Spann. Wen repräsentierten Oswald Spengler oder Ernst Niekisch? Die äußersten Enden allenfalls des Spektrums bürgerlichen Denkens in der Republik von Weimar.

Deutlich ist indessen, daß die von Lebovics untersuchten Autoren bei aller Verschiedenheit von Denkansatz, Selbstbewußtsein und sozialer Rolle einer deutschen und im weiteren Sinne gemeineuropäischen Malaise Ausdruck gaben, der Nostalgie nach der heilen Welt, dem starken Mann und der gesellschaftlichen Harmonie. Aber: was für Spann, Spengler, Niekisch oder Fried gilt, daß sie das Ende des liberalkapitalistischen Systems mit Genugtuung diagnostizierten, ohne mehr zu bieten als unzureichende oder, allenfalls, politisch naive Alternativen, läßt sich doch nur mit prinzipiellen Einschränkungen von Sombart oder Salin sagen. Mit einem Wort: die Auswahl der Untersuchungsobjekte erfolgt unter unterschiedlichen Prämissen, und die Ankoppelung an die Analyse des Mittelstands erscheint eher assoziativ als zwingend.

Unter den Sammelbegriff Sozialkonservatismus subsumiert Lebovics, dessen Studie aus einer Dissertation (Yale 1965) über »A Socialism for the Middle Classes« hervorgehend, mithin Bündel disparater Bewußtseinsmomente, deren hauptsächlichste Gemeinsamkeiten aus der Negation erwachsen: Sie erscheinen als antidemokratisch, antiwestlich, antiliberal; als ökonomische Heilslehre sind sie ihrer selbst so wenig gewiß, daß sie der Politik — die allemal als Deziision gedacht wird — wie von selbst den Primat zusprechen; und sie sind schließlich typische Geistesprodukte einer Gesellschaft, die im Umbruch von der Agrar- zur Industriegesellschaft eine neue Identität sucht. Insofern ist diese Studie mehr als eine Sammlung ideengeschichtlicher Exkurse mit Bezug auf die bedrängte Lage der deutschen Mittelschichten. Sie zeigt, wenn wir uns den Beweisgang des Verfassers zu eigen machen, wie ökonomische Desorientierung und Statusbedrohung umschlagen in politisch-soziales Krisenbewußtsein, wobei die Rolle der Intellektuellen zugleich Studienobjekt und Krisenbarometer ist.

Organisation *oder* Untergang, so formuliert Lebovics die Alternative der deutschen Mittelschichten seit der Jahrhundertwende und hat damit wohl, was das Selbstverständnis des Mittelstands anlangt, recht. 1933 stellte sich diese Frage nicht mehr: Organisation *und* Untergang, so überspitzt der Verfasser im Epilog seiner Arbeit. Es ergibt sich das Paradox, daß die Gruppen des alten und des neuen Mittelstandes und des Bildungsbürgertums zwar in der pluralistischen Weimarer Republik nicht stark genug waren, um im Kampf ums Dasein mit Großindustrie und Gewerkschaftsbewegung mitzuhalten, daß aber in der Wirtschafts- und Staatskrise seit 1929 dieses Segment der Gesellschaft imstande war, beim Untergang der ungeliebten Republik kräftig Hand anzulegen. Damit ist die Geschichte des Sozialkonservatismus zu einem guten Teil Geschichte der geistigen Vorbereitung des Nationalsozialismus im ökonomisch bedrohten und politisch desorientierten deutschen Mittelstand.

Wirtschaftlich-politische Orientierungshilfe und soziale Statussicherung, das war der Ausgangspunkt um die Jahrhundertwende gewesen. Nach Krieg, Revolution, Inflation und Abwertung der Kriegsanleihen schien die Depression seit 1929 die Analysen der Sozialkonservativen zu bestätigen. Der Kapitalismus und das auf ihn gegründete internationale System standen offenbar vor dem Bankrott. Jetzt zeigte sich die Fermentwirkung der Protest- und Ressentimentbewegung, die in den sozialkonservativen

Gedanken seit 1918 auf Begriffe gebracht worden war. Der Nationalsozialismus konnte ernten, wo die Sozialkonservativen gesät hatten; er legierte freilich die Mittelsideologie mit dem Rassegedanken, einem ausgreifenden Nationalismus und der Durchsetzung des Führerstaats. Angesichts dieser Entwicklung, die sie sich entweder ganz anders oder zumindest doch zivilisierter vorgestellt hatten, mußten die Gegner von Weimar Farbe bekennen. Die Risse und Widersprüche innerhalb einer diffusen geistigen Gruppierung, die es nie zu Organisation oder auch nur politischer Artikulation gebracht hatte, brachen unübersehbar auf.

Lebovics' anregende, ertragreiche und in bezug auf Auswahl und Interpretation des Gegenstands eigenwillige Studie schließt ab mit dem Ausblick auf das, was unter und nach dem Nationalsozialismus von sozial-konservativem Denken blieb. Die Frage nach dem Stellenwert der untersuchten Ideologiebruchstücke bleibt in manchen Punkten offen. Trotzdem ist diese Studie ein interessanter Beitrag zum sozialgeschichtlich erfaßbaren Verhältnis von Interesse und Ideologie. Sie führt insofern weiter, als sie nachdrücklich die Schwierigkeiten zeigt, die die Untersuchung der Übertragungsmechanismen macht. Zugleich aber verweist sie die Diskussion auf die vielschichtige Verbindung von Ideen- und Sozialgeschichte, durch die allein die Kontinuität zu erfassen ist von der europäischen Suche nach Cäsar im 19. Jahrhundert zur deutschen Einlösung im plebiszitären Führerstaat der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Michael Stürmer

Harry F. Young, Maximilian Harden. *Censor Germaniae*. Ein Publizist im Widerstreit von 1892—1927 (= Dialog der Gesellschaft. Schriftenreihe für Publizistik und Kommunikationswissenschaft, hrsg. von H. Pracke, H. 6), Verlag Regensburg, Münster 1971, 291 S., kart., 22 DM; Ln., 26 DM.

Dieses Buch ist die publizistische Biographie des wohl einflußreichsten, meistgefürchteten und gleichwohl folgenlos gebliebenen Journalisten der Wilhelminischen Epoche. Es handelt sich um eine (in einzelnen Punkten redaktionell ergänzte) Übersetzung einer bereits 1959 im Verlag Martinus Nijhoff in Den Haag auf Englisch erschienenen Studie über Maximilian Harden. Wenn der Untertitel *Harden als Censor Germaniae* kennzeichnet, so entspricht das zweifellos eher der subjektiven Befindlichkeit als dem objektiven Befund, aber Maximilian Harden hätte es mit Genugtuung zur Kenntnis genommen. Er pflegte die Welt isoliert zu betrachten und stets ganz von oben.

Der Verfasser beginnt mit einer Skizze der Familienverhältnisse, denen Harden (ein *nom de plume* übrigens) entstammte. Dieser war Kind einer kultivierten jüdischen Kaufmannsfamilie, trat früh zum Protestantismus über, was er mehr als soziale und kulturelle Option betrachtete denn als religiöse, und behielt zeitlebens ein ambivalentes Verhältnis zum Judentum. Dem Elternhaus wurde er früh fremd, wurde zuerst Schauspieler, dann Journalist mit einer unverkennbar eigenen, von ihm stilisierten manierten Schreibe. Der Autodidakt machte sich rasch einen Namen als Theaterkritiker. Sich selbst betrachtete er als geistigen Nachfahren Heinrich Heines. Er war ein Meister des spöttischen Witzes auf Kosten anderer und der Parodie, zeigte aber auch ein Maß an Selbstüberschätzung, das bisweilen an Karikatur streifte.

Das Theatralische war bis zu einem gewissen Grad Stil der Wilhelminischen Epoche. Eine Gesellschaft, die sich selbst als Mitspieler einer unbekannteren Wagner-Oper verstand, war das Harden gemäße Milieu. Denn Harden wollte eine große Rolle haben auf der Schaubühne des Lebens, wollte, wie Kurt Tucholsky noch im Nachruf vermerkte, Minister, König, Kaiser werden. Vielleicht nicht wörtlich, aber dem Sinne nach. Dazu fehlte es Harden jedoch an Konnexionen und am Sinn für politische Realität. Nach 1890 wurde er Bismarckianer und ging in Friedrichsruh ein und aus. Der jüdische Literat und Kritiker der Epoche wurde Bundesgenosse der extremen